

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 21 (1953-1954)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 10.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

«...UND SEI DIR SELBST EIN TRAUM»

«Wundern Sie sich nicht mehr, wenn es so wenige gibt, die Sie zu verstehen fähig und würdig sind!» Als Schiller am 2. Juli 1796 nach erfolgter Durchsicht des achten Buches von «Wilhelm Meisters Lehrjahren» diese Worte an Goethe schrieb, ahnte er nicht, welche Bedeutung sie auch nach anderthalb Jahrhunderten haben würden. Die Literatur über Goethe wächst alljährlich ins Ungeheure, Ungeheuerliche — aber ist unser größter deutscher Dichter trotz den lobenswerten Absichten seiner zahllosen Biographen und Interpreten in der überzeugenden Größe seiner Existenz heute einer allgemeinen, über einen beschränkten Kreis hinausreichenden Verehrung noch sicher und nicht nur ein «Stern der dämmernden Nacht»? Obwohl die geistigen Energien, die von seiner Persönlichkeit und seinen Schöpfungen im Laufe von fünf Generationen, die sich oft sogar unmerklich durch sie bereichert und gestärkt haben, außer einem festen Bestandteile der Bildung eine von dem «Triumph des Rein-Menschlichen» bedingte moralische und ethische Wirkung über den einzelnen Menschen hinaus zur Folge hatten, bleibt die Frage nach ihrem gegenwärtigen und zukünftigen Einfluß bestehen. Außerdem hat sich in den letzten Jahren ein zweites Problem vorgeschoben, indem einerseits eine Wendung oder Rückkehr zu Goethe als höchstem Lehrmeister angefordert, auf der andern Seite eine kaum verhüllte Warnung vor seinem Beispiel als eines Verführers zur Verbreitung von unbrauchbaren und unmodernen Ideen und Idealen selbst von sonst einsichtsvollen Gelehrten ausgesprochen worden ist. Zwischen diesen Gegensätzen zu vermitteln, ist eine schöne Aufgabe der wahren und für ihr ganzes Leben im Zeichen seines Daseins tätigen Freunde des Genius, die wie ihre Eltern und Großeltern in den köstlich vor ihren ausgebreiteten Kleinodien einer Weisheit, die für jeden Zweifel die rechte Auskunft gewährt, die grundlegende Form und den tiefen Sinn ihres Wandels auf Erden gefunden haben. Sie gehorchen einer heiligen Pflicht, wenn sie immerfort mahnen, daß man, um «goethefest» zu sein, nicht *über* Goethe, sondern *Goethe* lesen, und insofern man zu eigenen, selbständigen Gedanken durch seine Schriften gebracht werde, sie mit geziemender Bescheidenheit vortragen müsse. Zu diesen anspruchslosen Anwälten der Lehre Goethes, die manche Apostaten bereits für mundtot erklärten, gesellt sich ein neuer «getreuer Weggenosse», der in Goethe und an dessen Seite das anschaulich gewordene Gleichnis der Grundbedingungen seines eigenen Charakters entdeckt und ihn nach der Weisung seines Mentors freiheitlich und glücklich entwickelt hat, ein unzünftiger, zuverlässiger Schriftsteller, Hans Gabriel Falk. In einer mit dem ahnungsreichen Vers «... und sei Dir selbst ein Traum» als beziehungsvoller Ueberschrift versehenen Untersuchung geleitet er unbefangen und anregend, zwischen vielen klug und systematisch ausgewählten Zitaten den Faden seines psychologisch deutenden Spürsinns stets in Händen, die sogleich von den organisch sich aneinanderreihenden Vorstellungen der induktiven Forschung und den aus ihnen gezogenen Schlüssen ergriffenen Mitglieder einer «stillen Gemeinde» an «Ursprung und Gestalt der dichterischen Welt Goethes», wie der Untertitel des Buches heißt.

Bevor sein Inhalt besprochen wird, möge es erlaubt sein, auf die Tatsache hinzuweisen, daß sich das Bild Goethes, wie es seit seinem Tode zunächst den Deutschen vor Augen und im Herzen steht, im Zusammenhange mit den geschichtlichen Ereignissen in auffälliger Weise verändert hat. Schon Herman Grimm hat in seiner ersten Vorlesung über Goethe (1874) gesagt, daß sich jede Zeit dieses Bild «von frischem schaffen müsse». Wer zu den Alten und Ältesten aus schönerer Vergangenheit gehört und stolz ist, als Jüngling Menschen gekannt zu haben, die Goethe gesehen und seine Stimme vernommen hatten, Karl August von Weimar oder die Witwe Joachim Ruffs, die im Garten am Frauenplan mit Wolf und Walter spielte, während der Großvater aus dem Fenster zuschaute, wer bei Marie von Olfers ihren Erinnerungen an ihre edle Mutter lauschen durfte oder die Greisin Ulrike von Levezow besuchte, besitzt eine letzte, herrliche Verbundenheit mit der Welt Goethes, die ihn der Willkür heutiger Kritik entzieht, jedoch unübertragbar ist. Eine anmaßende Jugend will freilich von solcher Sentimentalität wenig wissen und hält sie für eine senile Schwäche, ohne zu verstehen, welchen Vorzug diese unmittelbare Annäherung bedeutet.

Ferner ist ein Rückblick auf die zwischen den Jahren 1832 und 1949 erfolgten Umwandlungen des sogenannten Goethe-Kults zugleich eine historische Uebersicht über die parallel verlaufenden politischen Kursschwankungen der Epoche. Für das junge Deutschland und das liberale Bürgertum war der Alte von Weimar ein in seinen Mußestunden mit Poesie beschäftigter Staatsminister mit dem Ordensstern auf der Brust, und sein 100. Geburtstag bezeichnete, wie Victor Hehn anmerkt, den tiefsten Stand seines Ansehens. Nach dem erfolgten Abschlusse der Revolution von 1848 trat bald der erhoffte Umschwung ein, der schon vor der Gründung des Kaiserreiches das Verlangen bestimmte, daß Goethe zu den «vornehmsten Gründern der deutschen Freiheit» als Vorgänger Bismarcks gezählt werde und «einen Jahresring am deutschen Eichbaume» bilde. Der «Olympier» wurde gerühmt, die schulmeisterlich nüchterne Lebensbeschreibung Bielschowskys ein Danaergeschenk für Konfirmanden. Weder Scherers glänzende Erzählung noch Treitschkes Hymnus im zweiten Bande seiner deutschen Geschichte, zwei Meisterstücke deutscher Prosa, waren geeignet, die Legende zu zerstören. Ist es nicht unbegreiflich, daß es kein wirklich gutes Porträt Goethes gibt, und ist es nicht ebenso merkwürdig, daß keine wirklich aufschlußreiche, den Leser fortreisende biographisch-künstlerische Schilderung der individuellen Eigenschaften des Dichters im engsten Zusammenhange mit dem mächtigen Gehalt seiner Produktion vorhanden ist? Einzelne Ausnahmen, wie Simmels großartiges Bemühen, das «Goethesche Leben auf die Ebene des zeitlos bedeutsamen Gedankens zu projizieren», und kleinere Reden und Abhandlungen von hervorragenden Meistern der sprachlichen Form, können über das Vakuum nicht hinwegtäuschen. Auf den am 28. August 1949 an Goethes Denkmälern niedergelegten Kränzen befanden sich Widmungen wie vor den beiden Weltkriegen, und die am Jubiläumstage Johann Wolfgangs abgestatteten offiziellen Ehrenbezeugungen klangen den zum Mythos gewordenen Erscheinungen einer unsterblichen Lebensgeschichte gegenüber wie Mephistos Worte über die Mütter: «Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.» Also hat sich jede Generation einen ihr gefallenden Halbgott geschaffen.

Wer nun in Festzügen nicht mitmarschiert, ist erfreut, plötzlich einen Ruf zu vernehmen, der den üblichen Gepflogenheiten des Forums widerspricht. Damit wird bezeugt, daß sich über dem Getriebe des Tages auch unter der von überlieferten Ansichten nicht behinderten Mannschaft Argonauten rühren

wie Hans Gabriel Falk. Dieser verdienstvolle Anhänger der klassischen Literatur und der humanen Gesinnung ist vornehmlich begabt, in der «Fülle der Gesichte» das naturgesetzliche Prinzip und hinter ihm, losgelöst von allen Hemmungen, geheimnisvolle seelische Schwingungen wahrzunehmen und zu offenbaren. Mit Goethe darf von ihm gesagt werden: «Er gehörte zu keiner Innung, blieb Liebhaber bis ans Ende.»

Die von Goethe oft und gerne angewandte Bezeichnung «Geheimnis» trifft sogleich in das Kerngehäuse der geistvollen, über die wesentlichen, zum «höchsten Dasein immerfort strebenden» Bedrängnisse und die wechselnden Stimmungsakzente des Dichters aufgeklärten und mit urkundlichen Belegen sorgsam gestützten Schrift Falks. Goethe selbst wird herbeigerufen, um in die Schleier, zwischen welchen sich die Traumwelt seines inneren und äußeren Erlebens bewegt, aus «einem großen, weitschichtigen Kreise viele einzelne Strahlen» fallen zu lassen, während sein getreuer Adept sie auffängt und in visionären Betrachtungen erläutert. Wie sich Anschauung und Idee, wie sich «Denken und Tun, Tun und Denken» als «Summe aller Weisheit», was Montan dem aufmerksamen Wilhelm Meister begründet, gegenseitig zueinander verhalten und sich durchdringen, um «die Sichtbarkeit der Idee in der Gestalt», nach Simmel dem Anfange und dem Ende der Goetheschen Weltanschauung, vollendet zu erreichen, erscheint auch Falk als das erste und wichtigste Erfordernis der Kenntnis des «Urphänomens» Goethe.

Geheimnis als Schicksal und Bindung an überirdische Gewalten, als eine grundlegende, jedoch nicht einzige Voraussetzung der Polarität der Eigenschaften sowie der künstlerischen Leistungen Goethes, sein unverbrüchlicher Glauben an das «fruchtbare Ergreifen des Augenblicks», worüber er sich an verschiedenen Stellen und zu verschiedenen Zeiten äußert, sind aneinandergeschlossen demnach der Urbeginn der Inspiration, in der das Los des Dichters nach dem Willen der Götter sich entschied. Ueber diese rätselhafte Fügung ist viel nachgedacht, geforscht und mit einem großen Aufwand von medizinischem und philosophischem Eifer geschrieben worden, nicht nur in Hinsicht auf Goethe. Falk hält sich von derartigen Bemühungen frei und begnügt sich angesichts der heutigen Zustände in der Welt mit dem Willen, die *innere* Biographie des «Helden, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet», ahnend zu begreifen. Mit diesem Vorsatz begibt er sich in eine Sphäre, die seit den schlimmen Erlebnissen der Weltkriege eine vorherrschende Bedeutung hat, sich mit metaphysischen und symbolischen Argumenten verführerisch ausbreitet und das gefahrvolle Leben als den normalen Zustand auf Erden einschließt. Ist die Inspiration die «queen Mab», der «Feenwelt Entbinderin», der die Ablösung der schöpferischen Kräfte des Dichters aus dem Unterbewußtsein gedankt wird, was Falk öfters betont, so ist seine von den Katastrophen der Natur oder der politischen Umwälzungen erschütterte seelische Veranlagung in ihrem empfindsamen Abhängigkeitsverhältnis für die Entfaltung dieser Kräfte und ihren Ausdruck im Gebilde seiner Werke verantwortlich. Nicht mit Unrecht behauptet Falk, weiter ausgreifend als andere, an dieser Stelle vielleicht von Ernst Jünger beeinflusst, mit nachdenklicher Ueberzeugung, daß bei Goethe vor allem die Französische Revolution den Umschwung in der Entwicklung herbeigeführt und eine Wendung veranlaßt habe, aus deren qualvollen Krisen erst die Freundschaft mit Schiller die Erlösung brachte. Gegen die früher angenommene Meinung, die Reise nach Italien und die Trennung von Charlotte von Stein seien der Anlaß zu dieser veränderten Haltung nach außen und innen gewesen, protestiert Falk mit ernsthaft begründeten Bedenken historischen und psychologischen In-

halts, wobei allerdings in Betracht gezogen werden muß, daß die damaligen Ereignisse in Frankreich und ihre Folgen erst jetzt als die unheilvollen Anfänge der nunmehr endgültig zur Macht gelangten kollektivistischen Ansprüche begriffen werden.

In den fünfzehn Kapiteln des Buches von Falk bilden diese beiden Thesen — die «dem Dämonischen verwandte Produktivität» Goethes und die Verteidigung seiner inneren Wirklichkeit gegen die äußere Realität und ihren magischen Bann, wie Falk formuliert — die Leitmotive seiner Darstellung. Mag man, um zu widersprechen, die Inspiration wie ihre ältere Schwester, die Phantasie, bald als gnadenvolles Geschenk der Vorsehung, bald als Funktion einer Gehirnzelle bezeichnen, oder in den letzten Hexametern von Hermann und Dorothea, der Dichtung, die durch Benedetto Croce's Tadel nicht im mindesten in ihrem Werte gesunken ist, nur ein Echo der «fürchterlichen Bewegung» hören und trotz manchen gegenteiligen Aussprüchen eher eine zuversichtliche und mutige Entschlossenheit als eine «eingeschläferte Furchtsamkeit» beobachten, infolgedessen nicht ohne Einschränkung den Weg Falks in die einsamen Gemäcker der geistigen Behausung seines erhabenen Gebietes einschlagen, auf jeden Fall sollte man aufhorchen. Simmel hat Goethes «fließende Einheit» in verwandte Kategorien zerlegt, Falk mit leidenschaftlicher Einfühlung die von literarhistorischen Materialien als Ballast nicht sonderlich beschwerte und an den Marmorklippen einer intellektuellen oder den Sandbänken einer ästhetisierenden Methodik kundig vorübergelenkte Führung nach den Gestaden eines fernhin leuchtenden Eilands und dort in die Abgründe einer den Szenen am oberen Peneios ähnlichen allegorischen, sagenumgebenen Tiefe unternommen.

Goethes «Eintauchen in ein zerstörerisches Element» ist in den sämtlichen Phasen seiner Entwicklung und in den sämtlichen Verwandlungen seiner poetischen Gestaltung hauptsächlich der Gegenstand der Schilderung. Auf diese Weise entsteht das im Alter von ihm selbst kritisch angesprochene «symbolische Wirken und Leisten» als Signatur seines Lebensprozesses und seiner Tätigkeit, womit die bestimmende Fahrtrichtung Falks sichtbar wird.

Ueberraschende, überwältigende Lichtquellen zu nachprüfender Kontrolle bisheriger Anschauung sind erschlossen und leiten mit Hilfe der mit einer anschaulichen Sprache verbundenen und von einer ungewöhnlichen Kenntnis aller, sogar der unbekanntesten und entlegensten Schriften Goethes geförderten Gruppierungen der Sentenzen von einem «über Goethe» zu «Goethe». Aus den sachlich fundierten Beweissätzen kühner Behauptungen ist das schwärmerische Bekenntnis eines Mannes geworden, dem das Motto «Einen einzigen verehren...» in tiefster Seele eingetragen ist. Ihm gelang, was wenigen beschieden, einen verborgenen Eingang in Goethes innere Welt zu entdecken und Schätze zu heben, «wunderlich in jedem Falle». Nur *eine* Seite, tragisch und konzentrisch herausgehoben, tritt in ihrer geheimnisvollen Geistigkeit in den Vordergrund objektiver Betrachtungen, die er anstellt, aber jene Seite, an deren Pforten man gerne vorbeizuschleichen gewohnt war.

Daneben gibt es indessen eine heller aufglänzende Lichtseite in Goethes Leben, erst seine Jugendtage, von welchen er sagte: «Man hätte mir eine Krone aufs Haupt setzen können, und ich würde mich nicht gewundert haben», dann seine Beziehungen zu Freunden und namentlich zu geliebten Frauen, aus deren Fesseln sich zu befreien, um ihre Gestalten poetisch zu verklären, ihn sein Dämon antrieb, und außerdem manche Beispiele aus allen Perioden seiner irdischen Laufbahn. Da ist eine Grenze vorhanden, die zwischen zwei Gebieten verläuft und weder mit dialektischer Spitzfindigkeit noch mit übertriebenem

Enthusiasmus gezogen werden sollte. Nicht Angelegenheit eines privaten Geschmacks, nicht Sache wissenschaftlicher Kommentare ist es, hier eine Entscheidung zu treffen. Sie ist und bleibt Ausdruck des Verhältnisses, in dem jeder nicht von einem parteiischen Standpunkte aus urteilende Gebildete dank eigener Erfahrung zu Goethe steht. Begreiflicherweise hängt, wie bereits bemerkt wurde, dieses Verhältnis von den Zeiten ab, in welchen er lebt. Daher ist Falk kein Vorwurf zu machen, wenn er das Horoskop seines unsichtbar neben ihm wandelnden Gefährten mit anderen Augen betrachtet als die Astrologen, die an der Wiege des Knaben eine «glückliche Konstellation» berechneten. Goethe ist endlich in einem besonderen Sinne der Ratgeber Falks gewesen, weil das Buch «... und sei Dir selbst ein Traum» mit seinen aus gewissenhaften Beobachtungen und ständigen Vergleichen von Gegenwart und Vergangenheit hervorgegangenen Analysen als ein temperamentvoller, geschickt abgedämpfter und feinfühlig vorgelegter Rechenschaftsbericht über die persönliche Stellung seines Verfassers betrachtet werden kann, wozu ihn eine innere Stimme bewogen hat. Bei seiner Arbeit hat er sich gewiß der berühmten Worte erinnert, die Goethe am Schlusse der mit höchst prägnanten, ähnlich in vielen literarischen Schriften angewandten Titeln der Kapitel ausgestatteten Biographie Winckelmanns geäußert hat: «Der Anhauch seiner Kraft erregt in uns den Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.» Hans Gabriel Falk hat mit seiner Liebe und seinem Eifer die unerläßliche *Ehrfurcht* vereinigt, die in Weimar der Dichter des «Faust», in Wien der Dichter des Trauerspiels «Des Meeres und der Liebe Wellen» und der weise Seher in Basel immer für das unentbehrlichste Mittel zur Erkenntnis großer Meister gehalten haben. *Hermann Uhde-Bernays*

DER DEUTSCHE IN DER LANDSCHAFT

Die jüngeren Zeitgenossen werden sich kaum mehr daran erinnern, was es für uns bedeutete, als im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in der von *Dr. Willi Wiegand* geleiteten *Bremer Presse* in München nicht nur die kostbaren Pseudodrucke erschienen, sondern auch die schönen und einzigartigen Sammelwerke, die vor allem von Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Borchardt und Rudolf Alexander Schröder angeregt und herausgegeben wurden. Hofmannsthals zweibändiges «Deutsches Lesebuch», 1922/23, machte den Anfang. Es folgten 1925 die von Rudolf Borchardt gesammelten «Deutschen Denkrede». Das Jahr 1926 brachte gleich drei kostbare Werke: Rudolf Borchardts «Ewiger Vorrat deutscher Poesie», «Schillers Gedichte», von R. A. Schröder gesammelt und herausgegeben, und «Schiller, Selbstcharakteristik aus seinen Schriften», von Hugo von Hofmannsthal wiederentdeckt und mit einem unvergeßlichen Nachwort versehen. Das nächste Jahr schenkte uns Hofmannsthals Sammlung «Wert und Ehre deutscher Sprache» und Borchardts Werk «Der Deutsche in der Landschaft», Bereits 1926 konnte eine Neuauflage des «Deutschen Lesebuchs» ausgegeben werden.

Das Erscheinen dieser Werke gehört zu den großen geistigen Ereignissen dieses Jahrzehnts. Handelte es sich doch dabei keineswegs um Anthologien, wie sie zu allen Zeiten erschienen, sondern um eine Bestandsaufnahme des geistigen Erbes nicht im Sinne einer musealen Sammlung, sondern im Sinne einer geistigen Wirksamkeit in die Gegenwart. Das war neu und konnte nur von Männern unternommen werden, die nicht von antiquarischen Interessen, sondern vom stärksten geistigen Verantwortungsbewußtsein der Nation gegenüber geleitet wurden, und die das Erbe nicht nur kannten, sondern es wahr-

haft als lebendiges, in ihnen selbst wirksames geistiges Eigentum besaßen. Nicht alle, die dazu fähig gewesen wären, hatten damals den hohen Sinn dieser Werke begriffen. Rudolf Borchardt hat in dem Nachwort zu dem Bande «Der Deutsche in der Landschaft» ausdrücklich auf diese Situation hingewiesen.

Andere aber, die den Wert erkannt hatten, sind nicht müde geworden, auf die Bedeutung und den Auftrag dieser Bücher hinzuweisen. Daß weitere schöne und große Pläne nicht verwirklicht werden konnten, lag einerseits eben an der unzulänglichen Teilnahme der Oeffentlichkeit, andererseits an dem Tode Hofmannsthals und schließlich an den politischen Ereignissen in Deutschland nach dem Jahre 1933. Jedenfalls haben wir die schmerzliche Erinnerung daran, daß eben in jenen Jahren diese Sammlungen zu weit herabgesetzten Preisen im modernen Antiquariat auftauchten, um nun vielleicht in *die* Hände zu kommen, die zu fassen vermochten, was der Nation hier dargeboten wurde.

Daß das, was hier begonnen wurde, aber nicht ohne Folge blieb, zeigte das glänzende, von Eduard Korrodi gestaltete Werk «Geisteserbe der Schweiz», das 1929 erschien; oder das von Oskar Loerke und anderen herausgegebene Sammelwerk «Deutscher Geist», das Peter Suhrkamp angeregt hatte. Daß heute vom «Deutschen Lesebuch» eine billige Volksausgabe, von «Ewiger Vorrat deutscher Poesie» und von dem Werk «Der Deutsche in der Landschaft» Neuauflagen möglich sind, nehmen wir als ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Bemühungen der Deutschen um ihr Erbe und darüber hinaus der Europäer um den Beitrag der Deutschen zum abendländischen Erbe nicht aufgehört haben. Denn uns will scheinen, als sei die Bedeutung dieses Erbes und damit dieser Sammlungen heute nicht geringer als vor einem Vierteljahrhundert, sondern eher größer geworden.

Uns liegt *Rudolf Borchardts* Werk *Der Deutsche in der Landschaft* vor, das soeben neu erschienen ist (Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a. M., 495 S.). Es ist eine Leistung von so großer Eigenart und so großem geistigem Reichtum, daß kein Wort zu seinem Lob zu hoch greifen kann. Gewiß hat es auch vor diesem Werk Anthologien von Reisebeschreibungen gegeben, aber was Rudolf Borchardt hier besorgt hat, ist weit mehr. Es ist das Bild des Deutschen in der Landschaft. Nicht sein Erlebnis der Landschaft nur, nicht seine Reisefreudigkeit und seine Entdeckerleidenschaft, sondern seine Inbesitznahme der Landschaft. «Die Reisen, aus denen hier Stücke gezogen sind, streben alle von Erlebnissen zur Darstellung; die üppigen Darstellungen, die hier gegeben werden, haben weder sich selber noch die Auflösung ins Uebergefühl der Idylle zum Zwecke», heißt es an einer Stelle des ausgezeichneten, in Borchardts bekanntem weitgreifendem, souveränem Stil geschriebenen Nachwort. Obwohl die Welt in diesem Buche gegenwärtig ist, ist es doch ein deutsches Buch, dies nicht im nationalistischen Sinne gemeint, sondern eher in seinem Gegenteil, im Schicksalhaften. «Die Welt geht in ihn ein, indes er in der Welt aufgeht. Er ist der alte Wanderer seiner Geschichte, der Gast auf Erden.» Während andere Völker die Welt in Besitz nehmen, ließ sich der Deutsche von der Welt in Besitz nehmen, indem er Reisende und Weltleute, Geographen und Erforscher der Natur, Geologen und Kulturhistoriker, Dichter und Schriftsteller in die Welt entließ, die sie dann in hundert und tausend Büchern mit ihren Landschaften darstellten. Es ist eine großartige Vision, diese einsamen Deutschen durch die Welt ziehen zu sehen, sie über die Blätter ihrer Bücher gebeugt zu betrachten, wie sie die Ernte ihrer Fahrten und Wanderungen den Landsleuten und der Welt wieder darbieten. Daß die Welt oft auch nur die Welt eines Traumes sein kann, braucht kaum erwähnt zu werden, und daß

die liebevolle Schilderung «Gegend im Grase», wie sie Salomon Geßner gibt, ebenso zur Welt gehört wie Goethes großartige Prosa über den Granit oder der Lieblingsblick der Annette von Droste-Hülshoff aus ihrem Besitz in Meersburg. Aber im allgemeinen ist wirklich *die Weite der Welt gegenwärtig* und sind die großen Darsteller der Landschaft aus dem Jahrhundert des deutschen Geistes gegenwärtig. Von den Gebrüdern Humboldt über Carl Ritter, Hammer-Purgstall, Fallmerayer bis zu Prokesch Osten.

Wer das Buch mit der Phantasie liest, die überall dort vonnöten ist, wo eine Auswahl gut gelesen werden soll, das heißt, wo das Dargebotene zum Ganzen ruft, der empfängt wohl ein Bild der Welt, dargestellt von Männern, denen es gegeben war, die tausendfältigen Formen der Landschaft mit Städten und Siedlungen, mit dem Himmel, der über der Landschaft sich wölbt, mit den geologischen Schichten, die sie bilden, zu erfahren und in der Sprache neu zu gestalten. Daß nur meisterliche Darstellungen wiedergegeben wurden, versteht sich bei einem Herausgeber wie Rudolf Borchardt von selbst. Wenn nun aber ein solches Buch wieder vorliegt, ist es an den Lesern, sich seinen Inhalt auch anzueignen, das aber heißt, es nicht nur zu lesen, sondern das Dargebotene als eine Verpflichtung zu empfinden gegen das Erbe sowohl wie gegen uns selbst. Keiner kann der Welt innewerden, ohne sie zu kennen; ein Weg, sie kennenzulernen, führt über dieses Buch, das uns Landschaften sehen und beobachten, erleben und erkennen lehrt, indem es uns zeigt, wie die Ahnen die Geheimnisse und Wunder in der Landschaft, dieser ewigen Verbindung von Schöpfung und Geschichte als Liebende und Erkennende erspürten. Die Jugend vor allem, die unter uns aufwächst und der das Reisen so leicht gemacht ist — fast zu leicht —, sie sollte zu diesem Buche greifen; es könnte sie wie kein anderes mahnen, mit offenen Sinnen, hingabebereiter Seele und liebendem Herzen zu reisen und zu wandern; denn schließlich muß man sich eine Landschaft erwandern und nicht erfahren. Dem Verleger aber, der den Mut hatte, uns dieses Buch neu zu schenken, gebührt Dank; denn Bücher wie dieses sind Lichter, angezündet in der Finsternis dieser Epoche.

Otto Heuschele

EIN «JEDERMANN UNSERER ZEIT»

Kafkas «Prozeß» auf der Opernbühne

Mit der Welturaufführung der 1950/52 nach dem berühmten Roman von Franz Kafka geformten Oper «Der Prozeß» von *Gottfried von Einem* hat am 17. August auch die musikalische Moderne bei den «Salzburger Festspielen 1953» ein gewichtiges Wort gesprochen. Im Gegensatz zu der von Gide und Barrault für die Sprechbühne geleisteten Bearbeitung des Romans haben *Boris Blacher* und *Heinz von Cramer*, die Librettisten der Oper, die Originaldiktion Kafkas durchwegs gewahrt und alles Wesentliche der Erzählung sehr geschickt und bühnengerecht in neun knappen Bildern untergebracht. Auf die erstaunlichen Analogien, die zwischen dem Hauptthema Kafkas — der moderne Mensch in seiner Selbstisolierung und existentiellen Angst — und dem alten geistlichen Spiel vom «Jedermann» bestehen, wurde schon früher wiederholt ganz allgemein hingewiesen. Eine diesmal auf dem Domplatz in Salzburg mit-erlebte Aufführung von Hofmannsthals «Jedermann» ergab für mich aber auch in den Einzelheiten der Szenenführung die erstaunlichsten Uebereinstimmungen.

Das erste Bild der Oper bringt die sonderbare «Verhaftung» des Josef K. durch zwei Beamte des geheimnisumwitterten Gerichtes. Obwohl der Verhaftete nachher scheinbar frei sein Leben wie bisher führen darf, bleibt in ihm eine

große Unruhe zurück, die alle seine weiteren Schritte beeinflusst. — Dieser Szene entsprechen die Gespräche Jedermanns mit dem armen Nachbarn, dem Schuldknecht und der Mutter, die ebenfalls die erste Unruhe in sein bisher so selbstsicheres Dasein tragen. — Die flüchtige Liebschaft von Josef K. mit seiner Zimmernachbarin (2. Bild) korrespondiert mit Jedermanns Beziehung zur Buhlschaft, die sich bald ebenfalls als haltlos und flüchtig erweist. — Der «Vorladung» zum ersten Verhör (3. Bild) können wohl die inneren Gesichte gleichgesetzt werden, die Jedermann an den nahen Tod gemahnen und das Benehmen verursachen, mit dem er die fröhliche Tischgesellschaft so sehr erschreckt. — Die nach Art einer Volksszene entwickelte «erste Untersuchung» (4. Bild) zeigt Josef K. in heftiger Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsrichter und entspricht in gewissem Sinne dem großen Gespräch Jedermanns mit dem Tod. — In den nächsten vier Bildern unternimmt Josef K. mit untauglichen Mitteln alle möglichen Versuche, um den Prozeß zu seinen Gunsten zu entscheiden. Ihnen entsprechen die Enttäuschungen, die Jedermann bei seinem Werben um die Hilfe des guten Gesellen, der beiden Vettern, seiner Knechte und des Mammons erleidet. — Aber schon der Schauplatz des letzten Bildes der Oper («Im Dom») deutet an, daß Josef K. nunmehr die letzte Station seines irdischen Weges erreicht hat. Die leidenschaftlichen Anklagen, die er dem Gefängniskaplan gegenüber gegen das Gericht vorbringt, werden von dem ruhigen Bewußtsein der nahenden Sühne abgelöst. In dieser seelischen Haltung erleidet Josef K. die an ihm von obskuren Boten des Gerichtes vollzogene Todesstrafe. — Dieser überkonfessionellen Lösung steht im «Jedermann» die rein christliche Auseinandersetzung des Glaubens und der guten Werke mit dem Teufel gegenüber, die in die Heilsgewißheit der durch den Kreuzestod Christi erlösten Kreatur tröstlich ausklingt. — Trotz dieser Divergenz der Schlüsse dürfte diese knappe Analyse der beiden Handlungen, die sich noch durch Gegenüberstellung entsprechender Textstellen wesentlich unterbauen ließe, doch deutlich die tiefe geistige Verwandtschaft erweisen, die vollauf dazu berechtigt, den «Prozeß» als einen *Jedermann unserer Zeit* zu bezeichnen.

Ueber die Musik, die Gottfried von Einem zu diesem hintergründigen Bühnengeschehen geschrieben hat, kann man in Treuen verschiedener Meinung sein, insbesondere, wenn man sich nicht lange genug in sie hineingehört hat. Dreierlei wird man ihr aber schon nach dem ersten Hören zuerkennen müssen: 1. daß sie eine dem jeweiligen Bühnengeschehen völlig entsprechende Klangatmosphäre schafft; 2. daß erst sie die lockeren Dialoge zu künstlerisch geschlossenen größeren Formen bindet; 3. daß sie über das Fühlen, Denken und Tun der Gestalten Kafkas Dinge aussagt, die dem gesprochenen Wort allein nicht erreichbar wären, womit sie das ganze Geschehen dem mythischen und sakralen Kern des Sujets wesentlich näherführt. — Unserer Meinung nach ist der «Prozeß» eines der bedeutendsten musikalischen Bühnenwerke unserer Zeit, sowohl im Hinblick auf die universale und überzeitliche Bedeutsamkeit des Sujets und die Dichte und Inspiriertheit seiner musikalischen Gestaltung, als auch nach seiner Stellung im bisherigen Gesamtschaffen von Einems, das heute nicht mehr bloße Verheißung, sondern entschiedene Erfüllung bedeutet.

Der Dirigent *Karl Böhm*, der Regisseur *Oskar Fritz Schuh* und der Bühnenbildner *Caspar Neher* hatten eine wunderbare Aufführung zustande gebracht, die der merkwürdigen Doppelschichtigkeit des Werkes — höchster Realismus der Worte, Bilder und Bewegungen, gepaart mit nur im Uebersinnlichen deutbaren Symbolen — großartig gerecht wurde. — Unter den Sängern bot *Max Lorenz* als Josef K. eine überragende Leistung. Obwohl er sowohl aktiv als

passiv fast alleiniger Träger des Bühnengeschehens war, stellte er in überlegener Art zu allen Partnern die der Sache dienenden richtigen Bezüge her, dabei selbst oft bescheiden, in echter Künstlerschaft, zurücktretend. Die drei weiblichen Hauptrollen, die zugleich die allgemeine Beziehung des Josef K. zu den Frauen symbolisieren, wurden von *Lisa Della Casa* mit erstaunlicher Wandlungsfähigkeit verkörpert. Auch die übrigen Mitwirkenden, die zum Teil in mehreren Rollen eingesetzt wurden, verdienten für ihre aufopfernden Leistungen hohes Lob. — Die Aufnahme des Werkes, die allen Beteiligten, vor allem dem Komponisten, starken Beifall brachte, bekräftigte unsere Meinung, daß die Pflege wertvoller zeitgenössischer Opernkunst für die Salzburger Festspiele eine absolute Lebensnotwendigkeit ist. Mit solcher Pflege wird dem Werke Mozarts, das weiter unbedingt im Mittelpunkt der Festspiele stehen muß, bestimmt keinerlei Abbruch getan; zu Mozarts Zeit hat man ja fast nur die damals zeitgenössische Musik gespielt und gesungen. *Willi Reich*

IN ITALIENISCHEN ZEITSCHRIFTEN BLÄTTERND

Ferragosto Glut und Glast der prahlenden römischen Augustsonne dringen durch alle Poren und Ritzen meines verdunkelten Studierzimmers, und es ist nicht eben leicht zu arbeiten, wenn das Sternbild des Löwen am Himmel triumphiert. Eines aber ist jetzt wunderschön: daß es ganz still und leer in Rom ist, wie einst vor vierzig Jahren, als ich zum erstenmal in dieser widersprüchlichen Stadt umherstreifte. Heute, am 15. August, ist im katholischen Italien ein Zwillingsfest, ein himmlisches und ein irdisches: Himmelfahrt Mariä und Ferragosto. Aber das irdische Fest ist den Leuten hierzulande weit wichtiger, es ist ihnen beinahe das wichtigste des Jahres. Die alten *Feriae Augusti* üben den unwiderstehlichen Zwang aus, daß alles aus den Städten und auch wohl mehr oder minder vor sich selber davonläuft. Die sonst einsame und feierliche Landschaft des Südens bedeckt sich mit Schwärmen und Klumpen aus Menschen. Sie freuen sich des Lebens und der kurzen Freiheit auf jene kollektive Art, so gut es geht, obgleich sie doch alle miteinander hier eher individualistisch und ein bißchen anarchistisch sind, und steigern sich, lärmend und schmausend und zechend, in eine Euphorie, der des Wieners ähnlich, welcher verkündet: «Verkaafte mei Hemd, i fohr in Himmel!» — womit denn die Verbindung zum Assuntafest auf eher frivole Weise wiederhergestellt ist.

Heuer scheint dieses Ausschwärmen an Ferragosto noch betonter, noch zwangsmäßiger als sonst vor sich zu gehen. Es ist ein Sommer voller Sorgen und Krisen, zu allen Sorgen und Krisen, die ein jeder privatim zu schleppen hat, noch hinzu: eine Zeit voller Naturkatastrophen, Erdbeben, Orkane, Ueberschwemmungen, Kälte- und Hitzeeinbrüche. Auf allen Seiten Drohung, Aerger, Unsicherheit, schleichende Wirtschaftskrise, sozusagen steuerloses Staatschiff, Gespenster in Form von Uran- und Wasserstoffbomben, seien sie geflunkert oder nicht, von Bolschewiken und Faschisten, Russen und Chinesen, Tito und Bürokratismus; auch die Alliierten bereiten keine reine Freude, weder die Amerikaner, die immer noch nicht zum versprochenen Triest verholfen haben, noch die Engländer, auf die man schon längst und erst recht jetzt, wo sie mit dem stolzen Tito so heftige Freundschaft pflegen, sehr wenig gut zu sprechen ist, noch die Franzosen mit ihren Streiks und Kolonialsorgen und Aengsten vor Deutschland. Auch die klerikalen Angelegenheiten erregen Mißmut, und das geht bis mitten in den Vatikan hinein, wo Monsignore Bacci, der den pontifikalischen Erlässen den lateinischen Glanzschliff verleiht, mit geistlicher Genehmigung in einem sogenannten Roman allerlei Sakristeiwäsche

wäscht. Das Bedenklichste von allem aber bleibt die politische Lage Italiens, wie sie sich der Wähler nunmehr eingebrockt hat. Die naturgemäß zur Regierungsbildung berufene größte Partei der Democristiani sieht sich von ihren bisherigen Bundesgenossen mehr oder minder im Stich gelassen und schaudert vor allen Bindungen nach links oder rechts zurück: ein Bündnis mit dem moskauhörigen Nenni würde Italien, in dem immerhin zwei Drittel der Bevölkerung gegen den Kommunismus sind, langsam oder schnell zum Satelliten des Kremles machen. Ein Bündnis mit den Monarchisten, die von faschistischen Giften keineswegs frei sind, würde die democristianische Partei vermutlich auseinandersprenge, deren linker Flügel ohnehin sehr sozialisierungssüchtig ist. Nach dem Scheitern De Gasperis, der sich nach der Meinung der liberalen, allem Persönlichkeitskult und Diktatorischen feindlichen Wochenschrift «Il Mondo» (V, 32) «unbewußt als Einzigen und Unersetzlichen» fühlt (volkstümlich ist er nicht), nach den mißglückten Versuchen Piccionis soll es nun der schlaue Pella schaffen. Kann und wird er es? Vielleicht. Man ist noch skeptisch gestimmt. Neuwahlen mit Zettelkleberei und verputzten Milliarden wären recht unwillkommen. Sie könnten freilich mit den kleinen Parteien aufräumen, deren Stolz und Eigensinn den Sturm im parlamentarischen Wasserglas angerichtet und die chronische Wut des Italieners über das Parlament und alles offiziell Staatliche erneut gereizt hat. Im Grunde ist der demokratische Gedanke in diesem Lande nur schwach entwickelt. Der Verständigungswille der Parteien und Parteiführer gegenüber den andersgesinnten oder oppositionellen Parteien und Parteiführern ist gering oder gar nicht vorhanden. Alle Gruppierungen pflegen eine störrische Isolation und neigen zu Krächen im eigenen Haus. Wie soll man da zu genießbaren Kombinationen und Kompromissen kommen? Diese Krise ist für das ganze Land und sogar das ganze Abendland gefährlich, aber im Grunde sinnloses Ergebnis unhaltbarer Egoismen, worüber sich Herr Togliatti ins Fäustchen lachen darf. Der Sozialdemokrat Saragat, welcher den ganzen trostlosen Wirbel angerührt hat, besorgt, ob er es will oder nicht, die Geschäfte der Kominform. Es ist und bleibt eine sinnlose Krise, vor der die Italiener in ihren Ferragosto davonlaufen.

Von sinnloser Krise (*Crisi senza senso*) spricht auch G. di Gona in «Humanitas» (VIII, 6), aber er meint etwas anderes als die Regierungskrise seines Landes. Es ist jedoch die Frage, ob seine Erwägungen nicht eben auch gerade für die oben erörterten politischen Zustände ganz besondere Gültigkeit haben. Goriano di Gona meint die geistige Krise, den Pessimismus unserer Zeitaläufe, und behauptet, solche Krise werde allemal von den Deutschen verkündet, wenn sie einen Krieg verloren haben, und die übrige Welt lasse sich dann davon anstecken. Diese Krise und dieser Pessimismus seien weiter nichts als mangelnder Glaube an übergeschichtliche Werte, an jene inneren, nun einmal religiösen Werte, die universal sind und gerade die Kontinuität und Positivität der Geschichte gewährleisten. Aus der störrigen und grundsätzlichen Leugnung der Erkenntnismöglichkeit (Agnostizismus) und der Existenz schlechthin entstehen alle diese Aengste und kollektiven Phobien, entstehen jene nihilistischen und desperaten Lehren, daß jederlei sogenannte Wahrheit nur eine historische Augenblickerscheinung ist. Was gestern wert war, kann es heute nicht mehr sein. Mögen nun die Deutschen an solch endemischem Glaubensmangel schuld sein oder nicht, so wird doch derjenige, welcher sich seinen Glauben aus dem Herzen schlagen läßt, nicht entlastet. Es ist müßig, das Maß der Schuld zwischen Adam, Eva und der Schlange abzuwägen. Tatsache ist, daß die Italiener von der Zeitkrankheit

des egozentrischen Agnostizismus und der daraus enteuernden Skepsis schwer angesteckt sind. Mithin ist die sinnlose geistige und politische Krise in ihrer ganzen Sinnlosigkeit sinnvoll, weil sie das Erzübel der abendländischen Abulie und des mangelnden Selbstvertrauens aufdeckt. Es nützt wenig, vor solchen Gefühlen in den Ferragosto oder in sonstige Zerstreungen davonzulaufen oder sein persönliches Desinteressement zu erklären. So hilft man einem Mangelzustand nicht ab. Der Mensch wird auch in den alltäglichsten Ereignissen, wie es etwa eine Regierungskrise ist, immer wieder vor die Entscheidung gestellt, ob er lieber in den Himmel oder in die Hölle fahren will. Und was die lauen Engel angeht, so weiß man ja, was über sie geschrieben steht. Die Agnostiker, Skeptiker, Nihilisten, Existentialisten usw. wollen es nicht wahrhaben, daß irgendwo in ihrem Innern eine Stimme ganz anders spricht als ihr obergescheiter und verachtungsvoll gekräuselter Mund. Wenn es wahr ist, daß Demokratie grundsätzliche tolerante Verständigungsbereitschaft mit dem Nächsten als ihre eigentliche Tugend beanspruchen muß, dann ist sie sehr in die Nähe echter Religion gerückt und sehr weit vom Egoismus gerückt. Vor diesem Egoismus warnen in Italien alle einsichtigen Menschen.

Genau wie diese Art Egoismus die demokratische Beteiligung der eigenen Persönlichkeit an der bürgerlichen und staatlichen Gemeinschaft auf Nörgeln, Höhnen und Schimpfen beschränkt oder überhaupt zu verweigern wünscht, kümmert er sich auch kaum um das Wohl und Wehe des Nächsten, namentlich wenn er nicht zur Familie oder Clique gehört. Die private italienische Wohltätigkeit, besonders der reichen Leute — und es gibt viele außerordentlich reiche Leute in Italien! —, verharret in der Nähe des Nullpunkts oder entlastet sich in Form von Dotationen an die Kirche, deren Charitas alles übrige überlassen bleibt. Die Kirche hinwiederum steht auf dem Standpunkt, daß alle Assistenz mit Seelsorge verbunden sein will und solche Seelsorge nur von der Kirche wirklich geleistet werden kann. Deswegen sieht sie weder die unmittelbare private Wohltätigkeit noch die staatlich organisierte Nächstenhilfe gern. Sie möchte das alles am liebsten in eigene Regie nehmen (vgl. dazu den Artikel «L'assistenza in sagrestia» in «Il Mondo», V, 32). Mit alledem ergibt sich der seltsame Zustand, daß in Italien etwa 23 000 Wohltätigkeitsorganisationen durcheinander wirken, deren Verwaltungskosten natürlich einen beträchtlichen Teil der für die Notleidenden bestimmten Mittel verschlingen. Das meiste wird dabei doch durch den Staat geleistet, dessen Assistenz jedoch nicht einheitlich dirigiert ist, geschweige denn daß sie mit den übrigen Fürsorgeeinrichtungen und -anstalten in Ausgleich gebracht ist. Es haben aber die neuesten amtlichen Untersuchungen über die Misere in Italien erschreckende Ergebnisse gezeitigt, die natürlich mit der Arbeitslosigkeit eng zusammenhängen. Hinter dem Luxus und dem schönen Schein, den der Fremde vielfach, besonders in Städten wie Mailand und Rom, mit Erstaunen wahrnimmt, versteckt sich ein furchtbares Faktum: es gibt im Lande 6 186 000 Arme und 5 868 000 Bedürftige, also insgesamt rund zwölf Millionen Menschen, die notleidend sind, ein glattes Viertel der Gesamtbevölkerung! Womit keineswegs gesagt werden soll, daß es den anderen drei Vierteln dafür glänzend geht. Die Fürsorge kostet das Land jährlich 700 bis 800 Milliarden Lire, nämlich zuviel für den Vermögensstand der Bevölkerung und zuwenig für eine wirklich gründlich spürbare Linderung der Not. Und nur ein einziger Umstand mag das Bangen, das sich beim Durchdenken dieser Dinge einstellt, besänftigen: es geht aufwärts in Italien, trotz allem. Gewiß haben die amerikanische Hilfe und die kluge Finanzpolitik des Staatspräsidenten Einaudi viel dazu getan. Das meiste aber trug dazu bei eine seit ur-

alten Zeiten dem italienischen Volke innewohnende Verjüngungskraft, die allen Mangel an Selbstvertrauen und allen stumpfen Egoismus immer wieder zu überwinden vermag. Es liegt also im seelischen Wesen dieses Volkes, daß es Gott gibt, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers; daß es Gleichgewicht und Harmonie anstreben muß und daher auch irgendwann einmal, vielleicht bald, Ferragosto und Mariä Himmelfahrt sympathisch äquilibrieren wird.

Der Vers in der modernen Lyrik Die Auflockerung der lyrischen Form ist in der neueren italienischen Literatur noch mehr spürbar als in den Gedichten anderer abendländischer Völker. Schon Leopardi neigte zu freien Rhythmen, zu Reimlosigkeit und Akzentsetzung nach Dichterlaune, auch wenn er gern am alten Elfsilbler festhält. Von damals an begann der strenge klassische Garten italienischer Dichtung sich gewissermaßen zu einem romantischen englischen Garten umzuwandeln. Heutzutage ist der Reim bei den italienischen Dichtern nahezu verpönt, gilt beinahe für trivial und vulgär. Da aber die Bewegung in freien Rhythmen keineswegs eine leichte Sache ist und weit schneller und deutlicher als um strenge Formen bemühte Verse allen erschwindelten Lorbeer an den Tag bringt, unterscheidet sich die moderne italienische Lyrik in der Regel von Prosa (und schlechter Prosa) nur noch durch Druckerkünste, welche die willkürlich abgefetzten «versicoli» isolieren, ohne daß der Leser mit gutem inwendigen Gehör von der Notwendigkeit solcher Unternehmung überzeugt wäre. Die Reaktion konnte nicht ausbleiben, und es ist der sehr gerühmte Dichter Giuseppe Ungaretti, der plötzlich das Rad zurückdrehen will, indem er dem klassischen italienischen Hendekasyllabus wieder zu seinem Recht verhelfen möchte. Um aber nicht den Stab über die eigene persönliche Vergangenheit brechen und die früheren lyrischen Uebungen der interjektionsartigen «versicoli» desavouieren zu müssen, rettet Ungaretti sie unter dem Deckmantel des ja ohnehin die mittelländische Lyrik nicht allein seligmachenden Elfsilblers (denn zum Reim, zum strengen klassischen Sonett, zur Terzine, Stanze, Sestine usw. möchte man ja doch nicht zurückkehren, nicht wahr? Es würde den picassianischen Wallungen und Launen denn doch zuwider und zudem zu mühselig sein.) Wie macht er das? Er baut Elfsilbler und zerschneidet sie nachträglich, um ihre Stummeln untereinander drucken zu lassen. P. L. Contessi gibt in «Il Mulino» (II, 20) ein sehr instruktives Beispiel. Da heißt es bei Ungaretti:

Come solleva lieve all'infinito
Il bell'arco
Spegnendosi il minuto,
E come taglia a gradi
Dell'immagine che s'inoltra,
Non soffre e non ha voce.

Der Dichter meint aber formal folgendes:

Come solleva lieve all'infinito
Il bell'arco spegnendosi il minuto,
E come taglia a gradi dell'immagine
Che s'inoltra, non soffre e non ha voce.

Also Elfsilbler wie in Leopardis berühmtem Gedicht «L'infinito», an das man sich durch den ersten Vers unwillkürlich gemahnt fühlt. Der deutsche Leser

sei daran erinnert, daß in der italienischen Poetik benachbarte Vokale zwei Silben zu einer einzigen machen. Dieses nachträgliche Schaffen von Pausen läßt den Zwang des Elfsilblers beinahe als Sklaverei erscheinen, wobei der mildgelaunte Herr — nämlich der «endecasillabo» — seinem Diener, dem «versicolo», Extratouren verstattet. Es ist überhaupt die Frage, ob dichterische Willkür ohne weiteres imstande ist, neue Formen zu erfinden, zu denen die Sprache erst dann drängt, wenn sie sich entsprechend gewandelt hat. Conzetti führt dazu einen Satz an, den Bacchelli vor 23 Jahren publiziert hat: «Neue Metrik und neues Maß werden nicht von Schriftstellern geschaffen, sondern, wenn überhaupt, vom Volke in der Verwandlung der Sprachen.» Uebrigens ist dieses Versteckspiel mit dem Elfsilbler gar nicht neu. Schon andere sind darauf geraten.

Nachtrag zu Picasso Im Lauf der letzten Zeit haben sich nicht wenige Menschen mit gesunden und empfindlichen Sinnen, mit abendländischer Bildung und Gesittung, italienische Menschen mit alter mediterraner Kultur gegen die artistischen Darbietungen Picassos in Rom aufgelehnt und die Gefahr solchen Bluffs für allzu naive Gemüter unter der modernen Künstlerschaft erkannt. In Italien gibt es für moderne Kunst, insbesondere solche, die nach picassianischer Art Aufsehen zu erregen versteht, eine Art Messias der Kritik. Es ist der bekannte Lionello Venturi. In «Idea» (V, 31) wird von Luigi Bartolini unter dem Titel «Ai Picassiani Ingenui» zusammengestellt, was Venturi, der eifrigste Vorkämpfer der römischen und nunmehr der mailändischen Picasso-Ausstellung, vor zwanzig Jahren in «L'Arte» (März 1933, p. 112 ff.) geschrieben hat. Davon sei hier nur einiges Hauptsächliche wiedergegeben: «...eine sonderbare Atmosphäre hat sich um ihn (Picasso) herum gebildet, in Erwartung des Wunders, jedoch das Wunder kam nicht...» «Die Dreistigkeit Picassos ist ohne gesunden Menschenverstand, zum Beispiel wenn er sich mit Michelangelo vergleicht.» «Picassos moralisches Gewissen spürt nicht, was alles an Widerkünstlerischem, von einem Reklamebüro Angeeignetem, in der Absicht liegt, das Publikum zu überreden.» «...wenn die Empfindung in ihm vorwiegt, fällt er in die Illustration... er ist kalt...» «Keiner würde es verstanden haben, eine Geschmacksverirrung so bis zur äußersten Konsequenz zu treiben, wie Picasso.» «Es ist da (in Picasso) eine Beschimpfung der menschlichen Figur... seine Farbakkorde sind mitunter vergriffen... seine neuklassische Produktion leitet absolute Leere an sittlichem Gehalt ein... mit einer Reihe aufgeblähter Akte ohne innere Struktur, ohne Kraft und auch ohne farbigen Wert...» usw. Längst ist Lionello Venturi den Mißtönen der Sirenen Picassos erlegen. Ist das ein geistiger Fortschritt im Sinne Nietzsches, der gesagt hat: «Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt!»? Picasso bleibt jedenfalls in allen Verwandlungen sehr mit sich selber verwandt. Rolf Schott

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Europa mit Adenauer Der Sieg Adenauers ist ein Ehrentag des deutschen Volkes. Zum erstenmal in der Geschichte des allgemeinen Wahlrechts in Deutschland hat die Majorität einer fortschrittlichen Idee, einer Politik des Richtigen ihre Stimmen gegeben. Damit ist der erste Akt echter Wiedergutmachung geleistet worden. Die Schmach der Hitlerzeit bestand darin, daß die Mehrheit der Wähler eine kriminelle Politik direkt oder

indirekt, wissend oder instinktiv begünstigt hat, deren Ziele nur durch Superlative der Widermenschlichkeit erreicht, ja nicht einmal durch sie erreicht werden konnten. Die neuen Wahlen beweisen, daß das deutsche Volk politisch klüger geworden ist, als das Ausland annahm, klüger als neudeutsche Publizisten sind, die ohne Volksauftrag mit sklerotischen Ideenresten Zeitungs- und Zeitschriftenpolitik betreiben. Ja, es scheint sogar im deutschen Volk eine Ahnung der Wahrheit aufzudämmern, die Heinrich Heine vor über hundert Jahren als Einfall niederschrieb, daß die Deutschen mit der Ausbildung ihrer Nationalität zu spät kommen; bis sie sie fertig haben, werde das Nationalitätswesen in der Welt aufgehört haben, und sie werden auch ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müssen, ohne wie Franzosen oder Briten davon Nutzen gezogen zu haben (Manesse-Heine, S. 259/260). Brechen wir von diesem genialen Einfall die Ueberspitzung ab, so bleibt ein fester Gedankenkern zurück. Welchen Nutzen hätten die Deutschen aber vom Bismarckreich haben können, wenn sie es nicht überbismarckt hätten. Das kleindeutsche Reich war das Aeüßerste, das Europa ertragen konnte, ohne an ihm zugrunde zu gehen. Daher sind alle Spekulationen, dieses Reich im Geist einer «Mission» im alten Geschmack wiederherzustellen, mit dem Rückfall ins Ruchlose bedroht; sie sind vielleicht nicht dem Willen, aber den Folgen nach nazistisch.

Man muß das nach der Lektüre eines Aufsatzes in der *Außenpolitik* (7) über die *Oesterreichische Frage und die Einigung Europas* von Karl Anton Rohan sagen, der schon in den abgelaufenen Zeiten der Weimarer Republik der Revanche die Kontinentalpolitik chauvinistisch verfälschte und den Europäer spielte, obwohl er nur eine verschlechterte Ausgabe der «Pan»-Europäer war, die selbst nur eine arg opportunistische Variante der Kontinentalpolitik in Umlauf brachten. Kontinentaleuropa hieß in der älteren Terminologie der *Sozialistischen Monatshefte* Mitteleuropa, ein Wort, das aufgegeben wurde, als Friedrich Naumann es zum Sinnbild seiner anti-europäischen Politik machte, die unter Mitteleuropa ungefähr die von den Armeen Hindenburgs besetzten Gebiete verstand, wobei offenblieb, welche Territorien Frankreichs annektiert werden sollten. Mitteleuropa war und ist Antieuropa, weil es Frankreich ausschließt, um ungestört die deutsche Hegemonie aufzurichten.

Man traut den lesenden Augen kaum, daß heute noch diese prä- und post-nazistische Kateridee, sogar unter Berufung auf Hofmannsthal, in einer sonst gewissenhaften Zeitschrift ohne Vorbehalt der Redaktion, also vielleicht als Diskussionsbeitrag, erscheint — aber wird eine Diskussion folgen? Getreu der weimarisch-hitlerischen Tradition werden die Verträge von 1919 für die Aggressionspolitik Deutschlands, die zum Zweiten Weltkrieg führte, verantwortlich gemacht. Gewiß, und darin muß man Rohan beipflichten, sind die Völker Ost- und Südosteuropas nicht von Natur aus deutschfeindlich gesinnt; als ob es eine solche «Natur» überhaupt gäbe! Der deutsche Aggressionismus und die von deutschnationalen Kräften unselig bis zum September 1918 beeinflusste Politik der Wiener Hofburg haben sie gewaltsam dazu gemacht. Wie langsam rangen sich die Völker der sogenannten Nachfolgestaaten, unter dem Einfluß des Wilsonismus, zu einer Politik der Unabhängigkeit von Wien durch. Und wie scheiterten alle Versuche der französischen Politik, eine Donauföderation wiederherzustellen, an der deutschen Außenpolitik. Rohan beruft sich darauf, daß ein englischer Diskussionsredner nach einem Vortrag von ihm 1937 seine Vorschläge, offenbar zustimmend, ein Commonwealth of Central European Nations genannt habe. Aber gewiß doch — wurde dieses

«Commonwealth» nicht 1938 in München von England zielbewußt verwirklicht? Rohan verlangt, sprechen wir offen, eine Rückkehr nach München. Er erwähnt wieder eine «Ordnungs»aufgabe der Deutschen Oesterreichs in Südosteuropa und fordert, in Mitteleuropa statt in Staatsgrenzen in Volkseinheiten zu denken; er beruft sich auf einen Führer der Sudetendeutschen, Rudolf Lodgmann, der ein Verderber der sudetendeutschen Politik und Vorläufer Henleins war — nur auf die großen Schwätzer des Politisierens in Volkseinheiten, auf Rosenberg und Goebbels, beruft er sich noch nicht. Das deutsche Volk hat prinzlichen Hanswursten wie Rohan und Hubertus zu Löwenstein eine denkwürdige Absage erteilt; hoffen wir, daß Zeitschriften wie *Außenpolitik* künftig solchen makabren Beiträgen eine Absage erteilen werden, gerade weil das unwiderruflich gescheiterte Mitteleuropa von abgelebten Politikern wieder propagiert wird, so auch von *von Papen* in einem Madrider Zeitungsartikel, den die *Neue Zürcher Zeitung* soeben (13. 9.) ablehnend zitierte.

Gerade in der österreichischen Frage ist Zurückhaltung geboten, oder vielmehr: eine bessere Information der politisierenden Bildungsklasse. Daß dem deutschen Volk echtes Nationalgefühl fehlte und fehlt, beweist gerade die Vorgeschichte des Anschlusses, den die Weimarer Republik, als er durch eine direkte Verständigung mit Frankreich nicht unmöglich war, abgelehnt hat. Der Anschluß wurde in Deutschland um so populärer, je weniger die Oesterreicher ihn wollten; um dem Plebiszit der Ablehnung zu entgehen, okkupierte Deutschland 1938 Oesterreich und entwürdigte es zur Ostmark. Es ist daher ein Mißverständnis, wenn *Otto Heinrich v. d. Gablentz* in einem sehr entschiedenen Beitrag zur Geschichte des Nationalsozialismus im *Merkur* (67) den Anschluß «eine der gerechtesten Forderungen unseres Volkes» nannte. Er konnte nur eine *österreichische* Forderung sein und nur im Rahmen einer deutsch-französischen Europapolitik, das heißt durch den Verzicht auf eine Mitteleuropapolitik, verwirklicht werden.

Weil sich die deutsche Außenpolitik dazu nicht aufraffen konnte, bedeutet die Europapolitik Adenauers zwar den Verzicht auf Mitteleuropa — der an sich gar kein Verzicht ist —, aber auch einen noch nicht begrenzbaren vorläufigen Verzicht auf die reichsdeutsche Einheit. Daran ermißt man erst den gigantischen Bankrott, den die hitlersche, an sich logische Konsequenz der Weimarer Außenpolitik für Deutschland und Europa bedeutet. Und doch wird allmählich allgemein bekannt, daß Adenauers Bereitschaft, den Europagedanken aus den Händen von *Jean Monnet* und *Robert Schumann* in der konstruktiven Form der Erz-Kohle-Union entgegenzunehmen, einen wirklichen Neubeginn bedeutet, den Anfang vom Ende des «Untergangs» des Abendlandes, auf den, unabhängig voneinander, drei Europabeiträge anspielen. *Hans Kohn* schließt einen Aufsatz, der unter dem Fragetitel steht: *Is the free West in Decline?* in *Commentary* (Juli) mit einer Wendung gegen «all the criers of doom» und versichert, daß Westeuropa nicht vergreist ist, sondern in eine Periode kraftvoller Reife eintritt. *Hans Egon Holthusen* begründet in *Universitas* (September) mit sachlichen Argumenten aus der Welt des geistigen Schaffens die fortdauernde Präponderanz Europas in der Welt, gewährleistet durch die Gegenwart der sonderbaren neuen Jugend von 60- bis 80jährigen, mögen sie schon gestorben sein, wie Rilke, Kafka, Planck, oder noch leben, wie Einstein.

Professor J. R. v. Salis rechnet sich schließlich in einem Artikel *Historische Grundlage der Europapolitik* im *Monat* (59) zur Generation, die gleich nach dem Ersten Weltkrieg von Spenglers Werk — sagen wir lieber: Zukunftsroman — «Der Untergang des Abendlandes» aufgewühlt wurde,

aber bald erkannte, daß es solche Schiffsuntergänge mit Mann und Maus in der Geschichte genau genommen gar nicht gibt. Offenbar gehört v. Salis aber auch zur kompakten Mehrheit dieser Generation, die den Aufstieg Europas durch seine Integrierung zum *Vereinigten Eurafrikanischen Kontinent*, für den ein beträchtlicher Teil der neuen Generation nach 1918 kämpfte, versäumt hat. Um so interessanter, daß v. Salis gar nicht anders kann, als sich der Probleme und Termini dieser Europabewegung zu bedienen, so wenn er auf die Notwendigkeit hinweist, das europäische Gleichgewicht durch das *Weltgleichgewicht* zu ersetzen, wenn er den Terminus *Integration* gebraucht, auf die *relative Autarkie* der sogenannten Großräume hinweist (gemeint sind die fünf Imperien) usw. Unterhaltend ist die Erinnerung daran, daß Bismarck an den Rand eines Gesandtschaftsberichtes schrieb (übrigens französisch): «Wer von Europa spricht, hat unrecht, Europa ist ein geographischer Begriff.» Der gute Bismarck — wie oft hörte ich diesen Einwand zwischen 1919 und 1933 von deutschen Liberalen und «Links»sozialisten als Argument gegen die Kontinentalpolitik! Bedauerlich, daß zwei sonderbare Ueberwertungen Hitlers der Feder des Verfassers entschlüpft sind. Einmal nennt er «seinen (Hitlers) Gedanken vom Großraum an sich nicht falsch». Er war sogar sehr richtig, irgendwo, wahrscheinlich geopolitisch, zusammengeklaut und als Hitlerscher Großraum eine *contradictio in adjecto*; und dann diese unmögliche Zusammenstellung Hitler und Napoleon — wie ist das nur bei einem so kultivierten Autor möglich? Ferner irrt v. Salis mit seiner Annahme, daß das Internationale nach dem Ersten Weltkrieg ideologisch, humanitär, pazifistisch war, während es jetzt erst an wohlverstandene Interessen appelliert. Gerade das tat die Kontinentalpolitik, als sie 1918 die Erz-Kohle-Union forderte. Professor v. Salis hat mir für das kleine Kapitel Ruhm, mit dem ich in der *Neuen Schweizer Rundschau* seinen unvergleichlichen Rilke kränzte, so charmant gedankt, daß ich nun eine gleich wohlwollende Zustimmung zu meinen Einwänden erbitten darf.

Ausgezeichnet formuliert v. Salis die europäische Situation gegenüber der Montanunion: das Mißlingen hätte sehr schlimme, das Gelingen für alle Beteiligten wohltätige Folgen. Aber wer unkt, außer der deutschen Sozialdemokratie, die nun nach ihrer wohlverdienten Niederlage in *Geist und Tat* (August) aus der Feder von *Herbert Wehner*, Mitglied der Beratenden Versammlung der Montanunion, eine nörgelnde Zwischenbilanz veröffentlicht. Versteht sie nicht, daß ihr Pochen auf das Saarland Frankreich davor warnt, Westdeutschland die Reparation durch Saarkohle zu treuen Händen zu überlassen? Daß der Schuman-Plan nicht bloß Geburtskrisen erleidet, sondern auch an der Begrenzung seines Wirtschaftsgebietes laboriert, stellt *Robert Schuman* in seinem Beitrag *Vers une Europe unie* in der *Revue de Paris* (August) dar. Die Erz-Kohle-Union ist eine Etappe, die aus ihren eigensten Notwendigkeiten ein Weiterschreiten verlangt. Gegen sie verbündet sind die Skeptiker, die ein Mißlingen erwarten — wohl auch wollen —; die Nationalisten, die die Folgen fürchten; die Aengstlichen, die der Verantwortung ausweichen. Die große Initiative wirkt sich schon in Frankreich aus, das dem ökonomischen Aufschwung der Deutschen Bundesrepublik nur mit eigenen ökonomischen Kräften folgen kann; ein künstliches Handicap ist künftig ausgeschlossen. Da ist es denn hocheifrig, daß, wie Schuman erzählt, in der französischen Textilindustrie — als erstem Wirtschaftszweig Frankreichs, vielleicht der Welt —, Arbeitgeber und Arbeitnehmer vertraglich beschlossen haben, die ökonomische Erneuerung dieser Industrie gemeinsam zu studieren und ins Werk zu setzen. Was die Erz-Kohle-Union in den Grenzen West-

europas anstrebt, versucht diese französische Industrie in den Grenzen der Union zu erreichen.

Das Beispiel der Textilindustrie wird durch ihre Krise erzwungen, und es könnte symptomatisch werden. *André Philip*, einer der besten Köpfe des kontinentalen Sozialismus, behandelt in *Preuves* (30—31) die ökonomischen Probleme Europas unter einem Gesichtspunkt, den ich gleich wiedergeben werde; auch er spricht von den wachsenden Schwierigkeiten der französischen Textilindustrie, da sie zu jenen Industrien gehöre, denen das industrielle Erwachen von Asien und Afrika große Marktschwierigkeiten bereitet. Die französische Textilindustrie muß den inneren Markt der Metropole und der Union erweitern; sie muß nach den Prinzipien von Ford den reichlichen Besitz von Textilien jedermann zugänglich machen. Im Gegensatz zu ihr hat die Schwerindustrie gewaltige Exportmöglichkeiten auf der ganzen Welt, sie muß zwei oder drei Kontinente mit Produktionsmitteln ausstatten. Daß sie nur auf europäischer Basis konkurrenzfähig sein wird, braucht nicht mehr bewiesen zu werden.

Die Ursachen der ökonomischen Krise Europas hat Philip bereits vor Jahr und Tag in der *Revue Socialiste* (56) behandelt; aber in seiner neuen Darstellung fehlt ein wichtiges Argument. Philip sieht im 19. Jahrhundert in der Vorherrschaft einer übernationalen Autorität, nämlich der City (wieso übernational?) eine Voraussetzung des ökonomischen Gleichgewichts, unter dem freilich vor allem das europäische zu verstehen ist. Großbritannien war der größte Warenkäufer des Weltmarkts und gleichzeitig der größte Kapital-exporteur. Das war der Segen des Freihandels von 1880. Es stellte Gelder für langfristige Investitionen zur Verfügung und ermöglichte auf diese Weise die Entwicklung des Britischen Empires und der Vereinigten Staaten. Leider fehlt in *Preuves* eine wichtige Erklärung, warum der Ausfall der City-Funktion die Weltwirtschaft so stark erschüttert hat. Der Schwund des Ost-Westhandels ist gewiß wichtig, aber nicht weltentscheidend; die Industrialisierung der unterentwickelten Gebiete kann sogar, nach André Philip, durch den Export von Produktionsgütern zu einem Aufschwung der Weltwirtschaft führen. Für die letzten Jahrzehnte hatte aber ein Faktor entscheidende Bedeutung, den Philip in *Preuves*, als Gast einer amerikanischen Zeitschrift, nicht erwähnte. Die Vereinigten Staaten erbten die ökonomische Weltmacht, ohne das britische Vorbild nachahmen zu können. Sie schlossen sich verantwortungslos durch immer höhere Zollmauern ab, legten drei Milliarden Dollar mal da, mal dort, kurzfristig an und zerstörten dadurch die Funktion des finanziellen Weltmarkts. Ob das seitdem befolgte Wohlfahrtssystem einen Ersatz bietet, wird bezweifelt. Man kann ja noch kaum eine Zeitung aufschlagen, ohne lesen zu müssen, daß der Senat oder das Repräsentantenhaus oder diese und jene Kommission amerikanische Kredite gekürzt hat oder mit Kürzung drohe. Kein Schnorrssystem ersetzt echte Produktivität; was braucht man, nach Pestalozzi, dem noch hinzuzufügen. Auch in Frankreich weiß heute schon der Mann von der Straße, zum Beispiel ein Concierge, mit dem ich plauderte, wie viel besser England fuhr, daß es sich aus eigenen Kräften hochgehungen hat. Was die Beherrschung des Rohstoffmarktes durch Amerika für Europa bedeutet, hat André Philip in der *Revue Socialiste* an erschreckenden Beispielen bewiesen. Europa kann nur durch einen inneren Markt und durch den Aufbau von *Europäisch-Afrika* als neue große Exportmacht die passive Dollarbilanz brechen.

Auch wenn diese Aufgabe die Finanzkräfte Europas übersteigt, besteht kein Grund, sie nicht in Angriff zu nehmen. *Max Richard* teilt in *Fédération* (102)

mit, daß sich *André Philip* und *Paul Alduy* mit der Gründung einer Europa-bank für die Koordination der europäischen Investitionen in Uebersee beschäftigen. Was nicht in Afrika investiert wird, wird eher früher als später Europa verlorengelassen. In früheren Chroniken wurden bereits die schlechthin unermesslichen Rohstoffbasen von Französisch-Afrika, besonders an den Randgebieten der Sahara, behandelt. In *Hommes et Mondes* (September) stellt *André Blanchet* den Eisen- und Kupferreichtum von *Mauretania* dar, der an der Reichsstraße Agadir—Dakar liegt und auf wenigen Quadratkilometern außerordentliche Ergebnisse verspricht. Der Begriff der Wüste gehört der Vergangenheit an, seitdem man weiß, daß unter jeder Parzelle von Französisch-Sahara Schätze schlummern. Viele Franzosen haben auf eigene Faust in Afrika großartige Arbeit geleistet, und man kann sich nur freuen, daß in der Union noch ein derbes und wagemutiges Franzosentum existiert, das sich mit Nägeln und Klauen der Wahnideen, Frankreich seiner Kolonialwelt zu berauben, erfolgreich erwehrt, nicht anders als England in Zentralafrika.

Der Wahlsieg Adenauers wird hoffentlich die französische Sorge vor einer Europaarmee mindern; es wäre unaufrichtig, sie grundlos zu nennen. *General de Larminat* und *Olivier Manet* haben in der *Politique Etrangère* (2—3) nachgewiesen, daß die Hauptsorge der Franzosen, sie würden die Freiheit verlieren, Kontingente ihrer Armee im Bedarfsfalle in der Union zu verwenden, unbegründet ist. Die Europaarmee wird von zahlreichen Vertretern der französischen Generalität befürwortet, außer von *Maréchal Juin* auch von *General Béthouard*, der im Vorwort zu einer Sonderschrift über sie, im *Bulletin Fédéraliste*, Frankreich ermahnt, sich vom Komplex der Niederlage von 1940 zu befreien.

Es ist wahr, die Erinnerung ist drückend; aber wenn sich ein gewisser *Sieburg* in der sonst Frankreich gegenüber verständigungswilligen *Zeit* (9. 4. 53) in einem *Brief nach Paris* erdreistet, von der «schmachvollen Niederlage von 1940» zu sprechen, statt von dem entehrenden Sieg von 1940, so wird es guttun, einer vergeßlichen Geschichte in die Ohren zu rufen, daß Frankreich 1914 bis 1918, mit Hilfe der Alliierten, das deutsche Heer in allen offenen Entscheidungsschlachten besiegte; daß französische Heerführer an den Hauptfronten von Calais bis Saloniki die Niederlage des deutschen Generalstabs bewirkten und daß das ganze amerikanische Expeditionskorps 1918 von Frankreich einen großen Teil seiner Waffen erhielt. Frankreich lieferte der Armee Pershing die gesamten leichten Geschütze, die gesamten Tanks, 81 Prozent der Flugzeuge, 57 Prozent der Langrohrgeschütze und 100 Prozent der Granaten. Also auch in Frankreich hat die Dolchstoßlegende gesiegt — man muß sie neu bekämpfen, um die Wahnfurcht vor den Deutschen zu rationalisieren, um ein besseres, ein heiteres Verständnis zwischen beiden Völkern anzubahnen. Der Sieg Adenauers hat gezeigt, daß der Gespenster nicht so viele sind, wie man gefürchtet hat, wohl weil nun einmal ein einziges Gespenst eine ganze Gesellschaft in die Flucht jagen kann. Demnach ist es gut, das Vergangene nicht ruhen zu lassen, es durchzusprechen und freimütig zu behandeln; wenn man einmal weiß, wie es gewesen ist, wird eine schlechte Vergangenheit es so viel schwerer haben, wieder aufzutauchen.

Frauenbriefe *Kafkas Briefe an Milena* sind so fest in sich geschlossen, daß die Stimme des Partners die Stärke des Monologs unwirksam machen würde. Und doch möchte man die hinreißende Frau selber hören, die Kafka so viel Glück in Aussicht stellte und die mit ihrem KZ-Tod den Schicksalskameraden die Freude der künftigen Freiheit verdüsterte. Als Kafka mit

Milena brach, schrieb sie an *Max Brod* Briefe, die Brod jetzt in der *Neuen Rundschau* (2) veröffentlicht. Nach dem Bruch:

«...mein Gehirn erträgt keine Eindrücke und keine Gedanken mehr, nimmt keine mehr auf, ich weiß nichts, ich fühle nichts, ich begreife nichts; es scheint mir, daß mir in diesen Monaten etwas ganz Entsetzliches zugestoßen ist, aber ich weiß nicht viel davon. Ich weiß überhaupt nichts von der Welt, ich fühle nur, daß ich mich töten würde, wenn ich mir irgendwie das zu Bewußtsein bringen könnte, was sich eben meinem Bewußtsein entzieht... Ich weiß nicht, was — weiß nicht, was ich wissen will, Jesus Christus, ich möchte meine Schläfen ins Gehirn hineindrücken. Nur eines sagen Sie mir, Sie sind mit ihm während der letzten Zeit beisammen gewesen, Sie wissen es: bin ich schuldig oder bin ich nicht schuldig? Ich bitte Sie um Gottes willen, schreiben Sie mir keinen Trost, schreiben Sie mir nicht, daß niemand schuld daran ist... ich habe zu Ihnen Vertrauen, Max, in der vielleicht schwersten Stunde meines Lebens, Gott weiß es... ich weiß, was geschehen ist, und ich weiß nicht, was geschehen ist, ich bin an den Grenzen des Wahnsinns; ich habe mich bemüht, richtig zu handeln, zu leben, zu denken, zu fühlen, dem Gewissen gemäß, aber irgendwo ist Schuld...»

In einem anderen Brief: «Was seine Angst ist, das weiß ich bis in den letzten Nerv... Ich habe seine Angst eher gekannt, als ich ihn gekannt habe. Ich habe mich gegen sie gepanzert, indem ich sie begriffen habe. In den vier Tagen, in denen Frank neben mir war, hat er sie verloren. Wir haben über sie gelacht. Ich weiß gewiß, daß es keinem Sanatorium gelingen wird, ihn zu heilen. Er wird nie gesund werden, Max, solange er diese Angst haben wird. Und keine psychische Stärkung kann diese Angst überwinden, denn die Angst verhindert die Stärkung. Diese Angst bezieht sich nicht auf mich, sondern auf alles, was schamlos lebt, auch beispielsweise auf das Fleisch. Das Fleisch ist zu enthüllt, er erträgt es nicht, es zu sehen. Das habe ich also damals zu beseitigen vermocht. Wenn er diese Angst spürte, hat er mir in die Augen gesehen; wir haben eine Weile gewartet, so als ob wir keinen Atem bekommen könnten oder als ob uns die Füße weh täten, und nach einer Weile ist es vergangen. Es war nicht die geringste Anstrengung nötig, alles war einfach und klar...»

Aus dem Seelenreichtum des Glaubens hat *Elisabeth Langgässer* die Briefe geschrieben, die wir im neuen *Hochland* lesen. «Die Verheißung der Erde», schreibt sie 1941 an *Wilhelm Lehmann*, «wieder einmal mit heiliger Geduld zu blühen und einem Geschlecht Früchte zu tragen, das es in gar keiner Weise verdient, ist wieder deutlich geworden und fängt langsam an, aufs neue in Erfüllung zu gehen, obwohl man es nicht begreift: Durch das helle frühlinghafte Gewirr der Bäume schimmert in einer Lücke, die die Baumschere gerissen hat, das blühende Gefälle der ersten Kätzchen, und auch der Himmel reißt wieder auf — er zeigt jenes holde, merkwürdig reine Blau, das man immer wieder zum erstenmal sieht und von dem man glauben möchte, es gleiche dem, was die Bibel ‚Gnade‘ nennt, wenn auch nur von ferne. Der erste Tag in dieser Art war *Loerkes Begräbnis* — so strahlend hell, so triumphierend fröhlich, daß man vergessen konnte, einer Beerdigung beizuwohnen und das schöne, alte Wort ‚Gottesacker‘ von Herzen aufnahm und begriff.» (Folgt eine Schilderung der Abdankung.) «Und hinterher kamen sechs einfache, ehrbare Männer; öffneten, wie das ihr Amt war und bei jedem Menschen, ob groß oder klein, so ist, die Tür der Totenkapelle, während die Orgel ein Abschiedslied spielte und eine unermeßliche Fülle von Licht hereindrang, ein Strom von göttlicher Heiterkeit, von mittäglicher Wärme und aufgeregtem Vogel-

jubel. — Freiheit, Freiheit, Freiheit! Von dem Dach der Kapelle rieselte und tropfte der schmelzende Schnee, die doch nichts Erstarrtes hatte, und wir gingen hinter dem Sarg her wie Hochzeitsgäste, nicht wie Trauernde.»

Dialectica Walter Grieder schreibt uns: «Die internationale Zeitschrift für Philosophie der Erkenntnis, «Dialectica» (Editions du Griffon, Neuchâtel), wurde im Jahre 1947 von Prof. F. Gonseth (ETH, Zürich), zusammen mit Prof. P. Bernays (ETH, Zürich) und Prof. G. Bachelard (Paris), gegründet und ist gegenwärtig in der Schweiz das einzige, fortlaufend erscheinende internationale Organ für Philosophie. Bisher sind in sechs Bänden fünfundzwanzig Hefte herausgegeben worden. ‚Dialectica‘ ist das tiefgreifende Sprachrohr einer bestimmten Richtung in der Philosophie der Wissenschaften, die man gewöhnlich die *Zürcher Schule* nennt. Diese Bewegung nimmt ihren Ausgangspunkt von der Betrachtung der oft durch neue Wendungen und durch unerwartete Krisen hindurchgehenden geschichtlichen Entwicklung der Wissenschaften, vor allem der Mathematik und der Physik. Jedoch sind sich die Vertreter dieser Anschauung durchaus bewußt, daß die einseitige Orientierung an den exakten Wissenschaften zwar ihre bedeutenden Vorteile hat, aber zu einer Beschränktheit der philosophischen Standpunkte führen könnte, und sie sehen darin eine dringliche Hauptaufgabe, die neue Philosophie, die auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften ihre Feuerprobe bereits bestanden hat, einerseits mit den Geisteswissenschaften und andererseits mit der Welt der sittlichen und religiösen Werte zu verbinden. Diese Integration zum Ganzen einer umfassenden, auf den Wissenschaften und den sittlichen Werten aufgebauten Weltanschauung ist das Ziel, welches sich die *offene Philosophie* der ‚Zürcher Schule‘ stellt. ‚Offen‘ heißt diese Philosophie, weil sie sich für die Fortschritte der wissenschaftlichen Entwicklung und Begriffsbildung ‚offenhalten‘ möchte und nicht gewillt ist, sich vorzeitig abzuschließen und zu verabsolutieren. Die Geschichte der Philosophie hat offenkundig gemacht, daß die doktrinäre Herrschaft der großen, absoluten Systeme vorüber ist, und ein Blick auf die gegenwärtige Lage beweist, daß jene die führende Rolle im Kulturleben an ein offenes Wissen abgetreten haben. Es gibt viele Wissenschaften. Trotzdem muß es eine Koordination dieser Wissenschaften zu einem umfassenden Ganzen geben, und diese Aufgabe fällt eben der Philosophie zu.

Eine Auseinandersetzung mit den bisher erschienenen Heften der ‚Dialectica‘ bietet ein ungemein lebendiges und vielfältiges Bild, welches zeigt, daß diese Zeitschrift keineswegs einseitig geführt wird. So ist das Doppelheft Nr. 19/20, mit Beiträgen von Fachleuten aus der ganzen Welt, der Psychodynamik gewidmet und gibt einen universellen Ueberblick über diese fundamentale psychologische Theorie. Heft Nr. 21 enthält grundlegende Auseinandersetzungen zwischen der ‚offenen Philosophie‘ und der neuscholastischen Metaphysik, von denen die erste durch Prof. Gonseth, die zweite durch Pater Isaye (Belgien) und Prof. Sciacca (Italien) vertreten wird. In den Heften Nr. 22 bis Nr. 25 werden die Vorträge und Diskussionen des vom *Internationalen Forum Zürich* organisierten, sogenannten ‚Dritten Gesprächs von Zürich‘ veröffentlicht. Diese Gespräche befassen sich mit einem Grundprinzip der ‚offenen Philosophie‘, dem Prinzip der Untrennbarkeit von Theorie und Erfahrung (Dualitätsprinzip). Vertreter aller Wissenschaften, von der Mathematik bis zur Sprach- und Rechtswissenschaft, haben an diesen Gesprächen teilgenommen.»

Felix Stössinger

**Diese Seite stand nicht für die
Digitalisierung zur Verfügung**

**Cette page n'a pas été disponible
pour la numérisation**

**Questa pagina non era a
disposizione di digitalizzazione**

**This page was not available for
digitisation**